

eigentlichen Auslegung des Glaubens an den Hl. Geist durch die Theologie des Bischofs von Lyon. Die Taufe als für uns ursprünglicher Ort des Geistwirkens, die Einheit des trinitarischen Gottes, auf den getauft wird, das göttliche Heilswerk in Christus, seine prophetische Ankündigung im Alten Testament und seine Entfaltung in der Kirche werden ebenso systematisch behandelt und erhellt wie Wahrheit und Verstehen im Geist oder die Erneuerung des Menschen durch ihn. Abschließend ist diese Pneumatologie in Grundzügen noch einmal zusammenfassend und ausdrücklich in das Licht der irenäischen Theologie gerückt.

Um die Arbeit so, wie es an dieser Stelle möglich ist, zu würdigen, muß an die zahlreichen häretischen, gnostischen Strömungen erinnert werden, gegen die Irenäus sein Hauptwerk verfaßte. Einer falschen Idee vom Hl. Geist und seinem Wirken möchte er die der „regula fidei“ entsprechende Anschauung des Glaubens entgegenstellen. Damit ist bewußt die Bindung an die Kirche und an die traditionelle Mitte ihres Glaubens betont. Als „bleibend gültiger Anspruch der trinitarischen Symbolauslegung des Irenäus“ soll nach der Absicht des Autors festgehalten werden, „den Glauben an den Heiligen Geist nicht isoliert zu sehen“ (345). Ähnlich spricht er auch dem methodologischen Grundansatz einer aktualisierenden Exegese des Alten und Neuen Testaments bei Irenäus bleibende Gültigkeit zu (vgl. 243). Seine Interpretation geht sorgfältig differenzierend voran und wertet erfreulicherweise und mit kaum noch gewohnter Umsicht den Beitrag der neueren französischen Theologie aus. Kritisch wären lediglich Kleinigkeiten anzumerken, sieht man von einer zunächst irritierenden Zeilenvertauschung (65) ab. Horrend erscheint allerdings – auch wenn heute übliche Maßstäbe angelegt werden – der Preis; es steht zu fürchten, daß damit eine echte Wirkung dieser Arbeit von vornherein blockiert ist. Das aber wäre um so mehr zu bedauern, als diese Untersuchung ein überzeugendes Beispiel dafür bietet, wie gerade Spezialforschungen durchaus fruchtbare

Impulse in das breitere Gespräch um Glaube und Theologie heute einbringen können.

Karl H. Neufeld SJ

HEINRICHS, Johannes: *Reflexion als soziales System*. Zu einer Reflexions-Systemtheorie der Gesellschaft. Bonn: Bouvier 1976. 212 S. Kart. 24,-.

Das Buch stellt den Leitgedanken der St. Georgener sozialphilosophischen Vorlesungen des Verfassers dar. Es geht darum, Subjekt wie Gemeinschaft von der Reflexion her zu verstehen – und dabei dem Verdacht zu begegnen, Reflexionsdenken setze in einem schlechten Zirkel stets voraus, was es erweisen wolle. In der Tat: Selbstbewußtsein kann nicht als nachträgliche Reflexion auf ein vor-reflexives Aktleben verstanden werden; es ist wesentlich und ursprünglich Selbstverhältnis (vgl. „reflexio concomitans“) – als Fremdverhältnis. Das dialektische In- und Durcheinander beider Bezüge läßt sich mit einem zweiseitigen Subjekt-Objekt-Denken nicht fassen: Menschen begegnen einander nicht bloß mit Erwartungen, sondern mit Erwartungs-Erwartungen und können sich nochmals eben darüber verständigen.

Die Gleichursprünglichkeit von Inner- und Intersubjektivität bildet den Ausgangspunkt für die Grundlegung einer systematischen Gesellschaftstheorie. Konstruktionsprinzip ist die Reflexion, ihre (nicht mechanische, sondern je [sich] verändernde) Iteration für die Gliederung nach Elementarsystem (Zweierbeziehung) und Subsystemen quantitativer Art (Gruppen) oder organisatorischer Natur (Institutionen); ihre Stufung für die Erörterung struktureller Subsysteme, d. h. der realen Selbstdurchgliederung der Gesellschaft von sachlicher Arbeitsteilung bis zu sittlicher und religiöser Normenklärung. Reflexion ist es auch, die die Identität (von Identität und Nicht-Identität) in der Zeit, also die geschichtliche Selbigkeit von Systemen garantiert, man darf sie nur nicht als äußerliches Raisonnement verstehen, sondern als Selbstvollzug in Selbstbezug erkennen.

Die Stufung struktureller Subsysteme stellt das Thema Basis-Überbau, erlaubt, es aus naiv-dogmatischen Entgegensetzungen herauszuführen und das Programm einer Freisetzung der Diskussion über Werte zu begründen, die doch nicht ihrerseits nun Subsysteme wie Wirtschaft und Politik idealistisch vergewaltigen, sondern sie ebenso ihrer Eigengesetzlichkeit freigeben will, wie sie sich selbst nicht als obersten Wert bzw. als Ort monistischer Wertsetzung mißverstehen, sondern sich als gemeinsame Minimalbasis weißt, die als solche zur konkreten Gestaltung eines Gemeinwesens nicht ausreicht.

Von hier aus läßt sich differenziert das Verhältnis von Staat und Gesellschaft behandeln

(differenziert schon gemäß den unterschiedlichen Bedeutungen von „Staat“) – und läßt Hegels Konzept der Ineinsetzung von strukturellen mit korporativen Subsystemen sich aus seinem Prinzip kritisieren, nämlich dem Verständnis von Andersheit als Negativität. Den Abschluß bildet, als Rück- und Vorblick, eine Besinnung auf Theorie und Praxis, die sich wechselseitig einschließen, ohne sich einander überordnen zu dürfen.

Das Reflexionsniveau der Erörterung, in Diskussion mit Hegel und Fichte, Luhmann, Parsons und Habermas, verlangt dem Leser einiges ab. Doch der Gewinn lohnt die Mühe (und ist billiger wohl kaum zu haben).

J. Splett

Ökumene

QUADT, ANNO: *Gott und Mensch*. Zur Theologie Karl Barths in ökumenischer Sicht. München: Schönigh 1976. 421 S. (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie, Soziologie der Religion und Ökumenik. NF 34.) Kart. 39,50.

Eine Anzeige dieser umfangreichen, ausgesprochen wissenschaftlich-theologischen Spezialuntersuchung hier mag Fragen provozieren. Ihr Gegenstand – die Theologie Karl Barths – rückte im letzten Jahrzehnt eher in den Hintergrund; das ökumenische Gespräch, zumal auf theologischer Ebene, war in dieser Zeit weithin anders orientiert. Dennoch bringt diese Arbeit Möglichkeiten zur Sprache, die für Ökumene bedeutsam werden könnten. Die eine liegt im Beispiel eines differenzierenden Dialogs über Denkformen und Denkvorsetzungen; damit dürfte die Phase überwunden sein, in der allzu direkt Positionen verglichen und Übereinstimmungen festgestellt wurden – ohne daß dies (warum?) echte ökumenische Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Vielleicht war hier nur die früher gängige Art kontroverstheologischer Absetzung umgekehrt worden. Die zweite Möglichkeit eröffnet sich durch den bewußten und breiten Rückgriff auf katholisch-theologische Tradition, namentlich auf Thomas von Aquin.

Bevor Quadt diese Möglichkeiten in den Blick des Lesers rückt, mutet er ihm einiges an Arbeit zu. Eine umfangreiche „Darlegung“ (15–150) führt thematisch aufgebaut und ausführlich durch Zitate belegt ein zusammenhängendes Bild der Theologie Barths vor. Die fünf Kapitel dieses Teils spannen ihren Bogen von „Gott“ über „Christus“, „Existenz“ und „Gericht“ zur „Erwählung“ des Menschen, so schon den Titel der ganzen Untersuchung füllend. Der zweite Teil ist „Diskussion“ überschrieben (151–269) und erarbeitet zunächst die formalen (Unterscheidungsebene), dann die inhaltlichen Fragen (Konsequenzen für den formulierten Glauben) bisheriger Auseinandersetzung katholischer Theologen mit Barth. Verdeutlichend kommen auch protestantische Gesprächspartner zu Wort, doch dürfte schon in diesem Zusammenhang das Hauptgewicht auf der Klärung einer Reihe sachlicher Fragepunkte im Denken des Thomas von Aquin liegen. Ein dritter Teil „Dialog“ (271–359) schließt die Studie ab. Hier bestimmen die oben genannten Möglichkeiten. Schwerpunkte liegen auf der Klärung des Analogieverständnisses bei Erich Przywara und Thomas von Aquin sowie des Lehramts und der Unfehlbarkeit in Abset-